





# **Meine italienische Reise**

oder wie ich mir in Sizilien einen  
uralten Cinquecento kaufte  
und einfach nach Hause fuhr

**MARCO MAURER**



**PENGUIN** VERLAG

Für Johanna Elisa und ihre Kinder

<b>PROLOGO</b>	6
<b>UNO</b> Die Suche und die Sehnsucht, <i>la ricerca e la nostalgia</i>	10
<b>DUE</b> Sizilien, der Handel, <i>l'affare</i>	16
<b>TRE</b> Sizilien, die Herkunft, <i>l'origine</i>	28
<b>QUATTRO</b> Kalabrien, die Familie, <i>la famiglia</i>	56
<b>INTERMEZZO</b> Kalabrien, Kampanien	74
<b>CINQUE</b> Kampanien, Amalfiküste, aufbewahren, <i>conservare</i>	82
<b>SEI</b> Kampanien, Neapel, das Mosaik, <i>il mosaico</i>	90
<b>INTERMEZZO</b> Abruzzen	118
<b>SETTE</b> Abruzzen, alle zusammen, <i>tutti insieme</i>	120
<b>INTERMEZZO</b> Latium	134
<b>OTTO</b> Rom, zwei Frauen, <i>due donne</i>	136
<b>INTERMEZZO</b> Autostrada del Sole	160
<b>NOVE</b> Bologna, Freunde, <i>amici</i>	166
<b>INTERMEZZO</b> Apennin	174
<b>DIECI</b> Ligurien, vier Farben, <i>quattro colori</i>	180
<b>UNDICI</b> Turin, der Wolf, die Großmutter und ein Königreich, <i>Il Lupo, la nonna e un regno</i>	202
<b>DODICI</b> Ein letztes Stück Italien, <i>un ultimo pezzo d'Italia</i>	216
<b>TREDICI</b> <i>Piccola Roma</i> , im römischen Dorf	224
<b>IL MENÙ</b> Die Speisekarte	237
<b>GRAZIE</b>	238

# PROLOGO

Im Urlaub früher, in den neunziger Jahren, habe ich stets gern mit Italienern und Italienerinnen abgehangen. Klar, es gab auch deutsche Teenager, die interessierten mich aber nicht. Noch heute schaue ich mir gern ein Foto aus dieser Zeit an, Massimo, Luca, Andrea und ich, im Hintergrund das nachtschwarze Meer.

Wir haben uns angefreundet, ich gerade Teenager geworden, sie ein paar Jahre älter, sind im Mittelmeer baden gegangen, haben im Swimmingpool Wasserball und, die Achtziger waren noch zu spüren, in der Spielhalle Pac-Man gespielt, die Kassetten unserer Walkmans ausgetauscht. *Sunglasses at Night*-Mix gegen *Take on Me*-Compilation. Sehe ich mir heute das Foto an, sehe ich diese Zeit, höre diesen Sound. Und ich sehe die Person vor mir, die hinter der Kamera steht: Luana.

Meine erste Liebe.

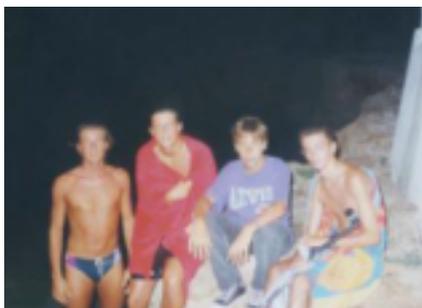
*Il mio primo amore.*

Ein Mädchen aus Mailand.

*Una ragazza di Milano.*

Meine Eltern hatten diese italienischen Angelegenheiten wohl bereits geahnt, als sie eineinhalb Jahrzehnte zuvor überlegten, welcher Name zu mir passt. Sie taufte mich auf den Namen Marco.

Luana und ich schrieben uns noch lange Briefe. Lese ich sie wieder, sehe ich Luana und mich zwischen der Rettungstreppe des Hotels und dem Meer sitzen, beide ein



Ohr am Kopfhörer, die Wangen nah beieinander, Hände und Blicke ineinander.

Einmal waren Luana und ich zu lange in unserer eigenen Welt, fand jedenfalls meine Mutter. Sie ließ uns abends, nachdem sie uns stundenlang nicht gesehen hatte, über die Lautsprecher des Hotels ausrufen. Mit hochroten Köpfen kamen wir an. Massimo, Luca und Andrea johlten und zogen Luana

und mich auf Italienisch auf. Ich verstand kein Wort, aber doch alles.

Danach badeten wir alle zusammen im Meer.

Zu Hause, ungefähr zu dieser Zeit, aber auch schon in den Jahren davor, wohnte ich an einem Berg. Der Geistberg war unser Revier, wir Jungs und Mädchen spielten dort Tennis wie Fußball, Eishockey wie Verstecken, plünderten Kaugummiautomaten, gründeten Banden und zerschossen Scheiben mit unseren Pucks, Filz- und Lederbällen. Später versuchten wir uns an unseren neuen Skateboards, scheiterten. Die Neunziger waren angebrochen, das Wir auf dem Geistberg teilte sich in zwei. Denn wir, die Jungs, begannen ihnen, den Mädchen, Zettel zuzuschieben – und sie gaben uns ihre. „Liebst du ihn oder mich?“ Die große Frage, schon damals.

Jeden Morgen und Abend in diesen Jahren, Ende der Achtziger, Anfang der Neunziger, knatterte etwas an uns vorbei, das nicht in diese deutsche Einfamilienhausgegenwart passte und deshalb auffiel: ein ziemlich kleines Auto und am Steuer ein – mit Verlaub – sehr dicker Mann.

Die Zeit stand für uns einen Moment still. Das Eis konnte man plötzlich heruntertropfen, die Münder offen stehen, das Gekreische abbrechen hören. Plötzlich standen wir Spalier und schauten verdutzt diesem seltsamen Gespann hinterher. Noch heute sehe ich den Moment wie in Zeitlupe.

Der Mann trug oft einen Hut, und sein Hemd spannte über seinem Bauch, das Auto war – das hatten wir am Abendbrottisch erfahren – aus Italien, ein Fiat. Den dicken Mann nannten wir schnell Luigi, Mario hieß ja schon der Eismann.

„Vorsicht, Luigi kommt!“

Und ich, ich verliebte mich jedes Mal wieder in dieses knatternde Ding. Es war anders als alle anderen Autos, die ich kannte. Es ist heute noch anders. Und davon handelt diese Geschichte.

\*

Gegenwart, Autos interessieren mich nicht. Sie sind zu groß, verstopfen die Straßen, drängen mich – zumeist auf einem hundertjährigen Fahrrad sitzend – zur Seite. Manchmal stelle ich mir unsere Städte ohne sie vor, sie wären voller Bäume und Pflanzen, ihr Grün keine Inseln, sondern ein wogendes Meer. Sein Rauschen und die Sprache der Vögel wären unser Soundtrack. Vor dieser utopischen Kulisse ist die Erinnerung an Luigis Auto dennoch präsent; und ich mag das kleine Gefährt noch immer.

Soll ich? Der erste Gedanke.

Irrsinn. Der zweite.

\*

Meine Großmutter war damals, noch immer die achtziger und neunziger Jahre, mein Zuhause. Sie, die Mutter von fünf Kindern, lebte mit meinem Großvater zusammen auf einem Bauernhof, hatte Schweine, Rinder, Felder, einen Hofhund und egal zu welcher Tageszeit Töpfe, die auf dem Herd klapperten. Ich, der jüngste Enkel, erinnere mich an den süß-salzig-warmen Geruch ihrer Küche. Es gab einfache Gerichte in schweren Emailletöpfen, Milch- und Kartoffelsuppe, Schweinebraten und Gulasch, Knödel und Kartoffelsalat, Grießschnitten und Pfannkuchen. Sie zündete ihren Ofen immer mit einem Zündholz an, graziös, als wäre er ein mehrarmiger Kerzenleuchter. In den Fünfzigern und Sechzigern hatte sie ein Dorfcafé im Untergeschoss des Bauernhauses, unter ihrem Wohnzimmer, zwischen dem Stall, dem Misthaufen und der Straße. Die Bauern des Dorfes parkten ihre Traktoren und Räder vor dem Café, spielten Karten, fluchten und weinten, aßen und tranken, aus Weinrömern und Bierkrügen. Sie verzehrten die Ernte aus dem Gemüsegarten meiner Großmutter, die Hühner und Schweine aus Großvaters

Stall und stillten ihren Durst aus seiner Mosterei.

„Obstler jemand?“

Es gab Mägde, Bäuerinnen und eine Jukebox, und damit Tanz, Zwist und Twist. *My Bonnie Is Over the Ocean. Lebe wohl, du Blume von Tahiti. Hello, Mary Lou.* Nebenan befand sich ein katholisches Kloster, damit gab es grenzenlos Gelegenheit zur Beichte – wenn nicht einer der Pater selbst im Café zugegen war und ein Auge zudrückte. Meine Großmutter war eine hervorragende Gastgeberin.

\*

Ich trage noch viel von ihr und dem Bauernhof in mir, obwohl ich heute in einer anderen Welt lebe, die Kühe im Stall nicht mehr gefüttert werden müssen. Ich koche aber gern für meine Freunde; zumeist wie meine Großmutter einfache Gerichte. Käsespätzle, Kopfsalat, Grauburgunder. Danach schaue ich mir ihre zufriedenen Gesichter an.

„Schnaps anyone?“

Ich schätze zwar auch die raffinierte Küche der Städte. Doch ich würde mich immer für das einfache Gasthaus auf dem Land, die Küche meiner Großmutter entscheiden.

Früher habe ich Milchkannen vom Hof in den Tante-Emma-Laden getragen, heute gehe ich zweimal in der Woche bei Bauern und Bäuerinnen auf dem Markt einkaufen. Meine Großmutter besaß ein waldlichtungsgroßes Beet; ich ziehe heute Karotten auf meiner Fensterbank, bewirtschafte einen Garten im Hinterhof meiner Mietwohnung und habe schon überlegt, ob er, inmitten der Großstadt, Hühner beherbergen könnte. Blicke ich nach getaner Arbeit auf meine Hände, sehe ich die vom Garten erdverkrusteten Hände meiner Großmutter.

Ich versuche wie sie ein einfaches Leben zu leben.

\*

Einfachheit.

Ist uns abhandengekommen. Sogar unsere Reisen sollen immer weiter wegführen, effizienter werden. Die Anreise soll kurz, der Aufenthalt lang sein. Kreuzfahrtschiffe, Boxspringbetten, Hotelburgen. All-inclusive. „Möchten Sie ein Mietwagen-Upgrade?“ Die größten Autos sind die beliebtesten. Wir wollen das Maximum. Gleiches gilt für den Innenraum der Fahrzeuge. Hunderte Schalter, Knöpfe, Hebel, das Auto blinkt, tönt und spricht – und ich verstehe es trotzdem nicht. Die Intuition und das Schöne sind verloren gegangen, manchmal sitze ich in solchen Autos und denke, Designer wie Dieter Rams dürfte der Schlag treffen.

Autos, die ich mag, fahren Alain Delon und Romy Schneider, einfache Formen und Linien.

Manche Menschen, ich gehöre offensichtlich dazu, sehnen sich nach einer Wiederentdeckung des Einfachen und Langsamen. Aus dieser Sehnsucht, meiner Herkunft und meiner Liebe zu einem Land im Süden, Italien, wächst nach und nach eine Idee, die zum Vorhaben werden soll.

Luigis Auto war ein einfaches Auto, vier Reifen, ein Lenkrad, Bremsen, Lichter – mit einem Auto wie diesem, einem alten Fiat Fünfhundert, einem *Cinquecento*, möchte ich vom südlichsten Ende Italiens, aus Sizilien nach Hause fahren, Meere links und rechts liegen lassen, Flüsse und Berge überqueren, eine Zeitreise nach Hause mit nicht einmal zwanzig PS.

Ich möchte nur auf Landstraßen fahren, Oliven- und Safranbauern, Ordensschwwestern und Pastahersteller, Kuchenbäckerinnen und Pizzabäcker, Köchinnen und Mechaniker, Mütter und Großmütter, *Mammas* und *Nonnas*, kennenlernen und mit ihnen ihre einfachen Gerichte kochen.

Mich mit einem einfachen Auto auf die Suche nach dem ursprünglichen Italien begeben, *l'Italia di una volta*.

Geht das in dieser Welt? Gibt es dieses Italien noch? Falls ja, wie sieht es aus – und wohin führt es mich?

# UNO

## Die Suche und die Sehnsucht, *la ricerca e la nostalgia*

Ich sitze an einem vierunddreißig Grad heißen Frühsommertag einem Sizilianer gegenüber, der so heißt, wie sie in meinen vielfältigen Italienklischees heißen: Marlon. Allerdings, sagt er mir, sein Name sei kein sizilianischer. Er wisse auch nicht, warum seine Eltern, die Caligiores – ein wirklich ursizilianischer Familienname – ihn so genannt haben. Vermutlich, meint er, mochten sie Marlon Brando als Don Corleone.



Ich wollte nur kurz Halt bei einem Freund machen, der für Marlon arbeitet und mit dem ich Fußball spiele. Im Büro erzählte ich ihm, dass ich einen Cinquecento aus den sechziger Jahren suche. Marlon, der uns mit verschränkten Armen gegenüber saß, richtete sich plötzlich auf seinem Stuhl auf und sagte: „Ich helfe dir.“

Bis dahin wusste ich weder, dass Marlon italienische Wurzeln hat, noch, dass er auf Sizilien ein Haus gebaut hat. Noch, dass er auf der Insel, zwischen Dörfern und Feldern, das Autofahren im Cinquecento seines Onkels gelernt hat. Noch, dass er früher italienische Autos nach Deutschland importiert hat.

Es war vermutlich Schicksal, *il destino*.

Ein paar Wochen später bin ich erneut in Marlons Büro, irgendwo in der norddeutschen Provinz. Wir rufen bei Italienern und Italienerinnen an, ich hatte rund zehn Autos gefunden, von denen ich dachte, sie könnten ein Telefonat wert sein. Marlon hatte sich zuvor bei seinem Vater Paolo in Sizilien erkundigt, aber der wusste von keinem Cinquecento, der zum Verkauf stand. Vater und Sohn Caligiore hatten das Haus in der Nähe von Syrakus gemeinsam gebaut, sind stets in Nachtzügen von Hamburg-Altona über Mailand oder Rom nach Sizilien gefahren. Von dort weiter aufs Land, *la campagna*, wo sie ihre Urlaube damit verbrachten, Stein auf Stein zu schichten. „Wir haben bis in die Unendlichkeit gebaut“, sagt Marlon.

Es seien schöne, mühsame Jahre gewesen.

Marlons Vater kam 1967 nach Hamburg, arbeitete als Rangierer bei der Eisenbahn und lernte im Hamburger Karviertel, früher angeblich Little Italy genannt, seine Frau Elisa, auch Sizilianerin, kennen und lieben. Ein paar Jahre darauf kam ihr Sohn zur Welt.

Marlon ist kein gebürtiger Sizilianer. Aber er fühlt sich dem Land, das er jährlich besucht, zugehörig, erinnert sich an die Zugfahrten mit seinem Vater von Hamburg nach Sizilien, an die nach Pasta und harter Arbeit riechenden römischen

Eisenbahnerkantinen und den immer gleichen Moment, am Morgen des zweiten Tages im Zug vom Meer geweckt zu werden, es zwischen Kalabrien und Sizilien plötzlich riechen und dann sehen zu können.

Der erste Anruf führt genau dorthin, nach Messina, alte Hafenstadt und Verbindung Siziliens zum Festland.

„*Si, ciao*, hier spricht Marlon Caligiore, *salve!* Ein Freund von mir interessiert sich für Ihren Cinquecento. Könnten Sie mir von ihm erzählen?“

Der Mann, der Stimme nach ein älterer, antwortet, er arbeite, man solle später anrufen. Mir war seine Anzeige aufgefallen, weil auf der Vorderscheibe seines weißen Cinquecentos eine Zahl klebte, die Neunzehn. Der Wagen hatte offensichtlich an einer Oldtimer-Rallye teilgenommen, weshalb ich vermutete, er könne in einem guten Zustand sein. Ich mochte auch das Bild in der Anzeige – das Auto steht in einem Hinterhof, aus einem Fenster über ihm hängen Bettlaken zum Trocknen in der Sonne. Ich konnte Sizilien spüren.

Wir rufen nicht nur in Messina an, sondern auch in Genua, Rom, in Dörfern in der Nähe von Neapel und Bergamo, in Ligurien, Apulien und der Toskana. Alle Autos haben unterschiedliche Farben, Gelb, Türkisblau, Marineblau, Rot, Schwarz, Grün. Der beige Cinquecento wird als Reklame für ein Ristorante mitten in der römischen Altstadt eingesetzt. Ein grüner in Bologna wird wegen nicht näher genannter familiärer Probleme veräußert, in ein türkisblaues Modell nahe Neapel verschießt sich Marlon, nicht einmal der rostige Motor schreckt ihn ab. Doch als Agostino den Preis während des Telefonats um das Doppelte anhebt, erkaltet Marlons Liebe jäh und endgültig. Apropos Liebe, das Foto eines schwarzen Exemplars zeigt auch ein Brautpaar. Die beiden stehen neben ihrem mit weißen Blumen geschmückten Auto, im Hintergrund ist eine Kirche zu sehen. Dem üppigen Schleier nach haben sie in den Neunzigern geheiratet. In der Anzeige steht der schlichte Satz: *Il nostro amore è finito, ma la macchina no.* „Unsere Liebe ist am Ende, das Auto nicht.“ Durch die ehrlichen Worte habe ich Vertrauen zu dem Auto, aber wir erreichen die beiden kein einziges Mal.

Die Anzeigen sind wie Gucklöcher in eine andere Welt – und in meine Zukunft. Kleine Trailer wie im Kino, bei denen ich mir vorstelle, wie der Film werden könnte. Drei Wagen kommen in die engere Auswahl. In meiner Vorstellung fahre ich mal mit einem türkisgrünen, mal mit einem marineblauen, mal mit einem weißen Cinquecento durch enge italienische Gassen.

Allerdings ist es nicht die Farbe, die meine Entscheidung leitet. Es sollte vielmehr kein Auto von einem Händler sein, die Vorbesitzer sollten dem jetzigen Eigner bekannt, möglichst wenige und zu kontaktieren sein. Ich möchte die Geschichten der Menschen erfahren, die das Auto fuhren.

Wie sah ihr Leben in jener Zeit aus? Was passierte zwischen damals und heute?

Vom Cinquecento wurden zwar zwischen Ende der fünfziger und Mitte der siebziger Jahre rund vier Millionen Exemplare hergestellt, knapp zwanzig Prozent davon sollen heute noch unterwegs sein, ein Italienurlaub, ohne dass so ein alter Fiat an einem vorbeiknattert, ist nahezu undenkbar.

Allerdings habe ich mein Augenmerk auf ein besonderes Modell des Cinquecento gelegt, seine rare Kombiversion. Sie trägt den Beinamen *Giardiniera*, Gärtnerin. Nur rund eine halbe Million davon wurden fabriziert. Genutzt haben sie Handwerker, Winzer und Bauernfamilien, und das eher auf Feldern als auf Straßen. Im Gegensatz zum regulären Cinquecento wurde die *Giardiniera* mit einem Kofferraum ausgestattet, es passten Schaufeln und Hacken, Weidekörbe voller Trauben genauso wie Hühnerkäfige hinein. Viele Bauern luden zudem das Dach voller Gerätschaften: ein Lastenauto; und wie das bis heute ist, ganz pfleglich wird nicht mit ihnen umgegangen, weshalb viele das Zeitliche segneten oder in einem erbärmlichen Zustand sind.

\*

*Giardiniera*, Gärtnerin,

wie passend. Ich muss an den Garten meiner Großmutter denken. Sie fuhr zeitlebens nie ein Auto, auch keinen Traktor. Dadurch könnte der Eindruck entstehen, dass das Fahren allein den Männern vorbehalten war. So war es nicht, meine Großmutter wusste aber, dass sie auch ohne Motorisierung das Zentrum der Familie war, die eigentliche Macht, um die alle kreisten. Sie musste nicht zu ihnen fahren, ihre Lieben kamen zu ihr.

Brauchte meine Großmutter etwas, holten es ihr Mann, ihre Kinder oder ihre Enkel; aus der nahe gelegenen Stadt, vom Dachboden oder den Obstbäumen im Garten.

Meine Großmutter war zwar eine einfache Bäuerin in Bayern, aber geboren wurde sie in Hessen. Das wichtigste gesellschaftliche Ereignis jedes Jahr war für sie das Wiesbadener Reitturnier im Schlosspark Biebrich. Zeitlebens verpasste sie kein Turnier vor dem Fernseher.

Meine Großmutter habe ich als eine zurückhaltende Person kennengelernt, die oft nur das Nötigste sprach, eine warme Stimme und ein großes Herz hatte.

Ich habe bis heute nie eine Frau so vornehm trinken sehen wie sie. Mein Lieblingsfoto von ihr zeigt sie auf einem Feld. In einer Erntepause nimmt sie einen Schluck Bier, ausnahmsweise aus der Flasche, sie steht auf dem Anhänger eines Traktors, trägt ein geblühtes Kleid, eine Schürze und ein Kopftuch. Umringt ist sie von Kindern, Enkeln und den Kindern anderer Bauern. Betrachte ich das Bild, sehe ich nur zwei Dinge, Wärme und Eleganz.

Meine Großmutter hatte mehrere Reiche, ihre Felder, ihren Stall, ihr Café, doch die wichtigsten waren ihr Garten und ihre Küche; beide bedingten sich gegenseitig.

\*

Gärtnerin, *Giardiniera* –

von vorn betrachtet ist das Auto ein normaler Cinquecento, klein, niedlich, rund, beinahe eiförmig. Sie hat keine überflüssigen Linien und Formen und zwei runde, neugierig dreinschauende Scheinwerfer, ist keine drei Meter lang und mit einem Meter zweiunddreißig so breit wie hoch. Die *Giardiniera* ist zwanzig Zentimeter länger als die Standardversion des Cinquecento, das macht sie hinten unförmiger; allerdings ist ihr Verdeck größer, sie ist Kombi und Cabrio zugleich.



Marlon Caligiore

Der Cinquecento ist nicht so klein, weil er niedlich, sondern weil er billig sein sollte. Fiats Zentrale in Turin wollte ein Auto für alle. Ihr Chefdesigner Dante Giacosa verbrauchte so wenig Material wie nötig. Das führte dazu, dass ein Dach aus Stoff serienmäßig verbaut wurde, weil damit Stahl gespart werden konnte und zudem das Auto leichter wurde, weniger Sprit verbrauchte. Das Faltdach war keine italienische Extravaganz, sondern Turiner Sparsamkeit. So wurde der Cinquecento zu einer Art vierrädriger Vespa – und sein offenes Faltdach zum Himmel über Italien, *il cielo sopra l'Italia*.

Er ist eines der Symbole Italiens, seine Silhouette ist weltbekannt – mittlerweile steht er im Museum of Modern Art, er wird wie das Kolosseum und der schiefe Turm auf Reiseführer gedruckt, Winston Churchill, Aristoteles Onassis, Grace Kelly und John Wayne führen dieses doch eigentlich klassenlose Auto. Für Italiener und Italienerinnen war es ursprünglich, ähnlich dem VW Käfer in Deutschland, ein Stück Freiheit und Auftakt der gesellschaftlichen Motorisierung.

Es gibt für Städter heute kein vernünftiges Argument mehr für den Kauf eines Benziners. Am umweltfreundlichsten ist es, mit seiner alten Kiste so lange über die Straßen zu scheppern, bis sie auseinanderfällt. Die Materialien für sie wurden schon einmal verbaut. Ob also ein gebrauchter Cinquecento durch Italien oder Deutschland fährt, ist ja einerlei. Ich flüchte mich in den Gedanken, ein Kulturgut vor dem Verfall zu retten. Ein richtiges Umdenken ist das, zugegeben, nicht.

Doch mit Vernunft kann ich mein Vorhaben, ein jahrzehntealtes Auto zu kaufen, sowieso nicht erklären.

Bei der Entscheidung hilft mir letztlich ein Bild in meinem Kopf: Luigi, der dicke Mann vom Geistberg. Wie er sich vor dem Käseladen stets umständlich aus dem Auto schälte. Denke ich heute über diesen Anblick nach, steckt darin für mich eine Haltung: Genügsamkeit.

Marlon und ich rufen – es wird Abend – nochmals bei dem Sizilianer mit dem Cinquecento an, dem mit der Neunzehn auf der Scheibe. Erfolglos; Marlon sagt, er werde es die Tage noch mal bei ihm versuchen.

„Sag mal, Marco, hast du eigentlich italienische Wurzeln?“

Ich verneine Marlons späte Frage, sage ihm, dass ich immer gern ein Italiener gewesen wäre. Marlon lächelt und sagt: „Marco, was du vorhast, ist verrückt – und damit bist du italienischer als die meisten Italiener. Marco, ehrlich, du bist ein Italiener.“

Den Satz empfinde ich als Kompliment. Mir ist bewusst, dass ich damit etwas in mir trage, das auch sehr deutsch ist: Italiensehnsucht.

Zwar nicht von jener Art, wie sie zum Pflichtprogramm der kulturbeflissenen Menschen gehört, die Goethe oder Ingeborg Bachmann hinterherreisen. Auch nicht die übrig gebliebene Sehnsucht der Deutschen, die sich nach dem Krieg nach allem verzehrten, was leichter und schillernder war, und die nach der Heimreise aus ihren Urlaubseindrücken das kreierten, was sie für italienisch hielten: Mirácoli, Caprihose, Dosenravioli.

Dennoch ist auch meine Sehnsucht erst einmal oberflächlich. Vornehmlich geprägt von dem Licht und Luana, dem Mädchen aus Mailand, und dem Meer, der

Küche und dem Soundtrack meines Italiens – Giorgio Moroder und Ennio Morricone, Adriano Celentano und Gianna Nannini. Der Berliner Mauerfall und die Fußball-WM in Italien ein Jahr darauf sind in meinen Erinnerungen ein und dasselbe Ereignis. Der Film, den ich noch immer am liebsten schaue, wurde auch um diese Zeit gedreht: *Cinema Paradiso*. Er spielt im Sizilien der vierziger und achtziger Jahre, erzählt von der Freundschaft des Filmvorführers Alfredo zu einem kleinen Jungen, Toto, und von einem Gefühl, das mir nicht unbekannt ist, der Sehnsucht nach der Sehnsucht.

# DUE

## Sizilien, der Handel, *l'affare*

Der morgendliche Slalom durch Messina ist drei Kilometer Glück. Der Himmel azurblau; zwischen den alten Gebäuden im Zentrum der Stadt erhasche ich schaukelnd ein Stück vom Meer, der Wind trägt mir mal einen Schwall süßsauren Hefeteiggeruch aus einer *panetteria*, einer Bäckerei, mal eine Ladung frischen Fisch aus einer *pescheria* oder den Espressoduft aus einer Bar zu.

Der sizilianische Fahrer, auf dessen Vespa ich mitfahre, an der ich mich mit einer Hand festhalte, und der an der rechten Hand eine einfache Jutekordel, an der linken eine dicke Uhr aus Chrom trägt, nimmt das, was auf seinem Helm steht, wörtlich, *Rodeo Drive*. Er hupt, umkurvt und lässt sich umkurven, und das immer wieder in weiten Bögen wie ein junger Tänzer. An den Ampeln sammeln sich seine Vespa fahrenden Mitstreiter und Mitstreiterinnen, in Anzügen und Arbeitsoveralls, High Heels, Leder- wie Turnschuhen. Manche checken ihre Handys, andere halten ein Schwätzchen, als kennten sie sich schon ewig. Wieder andere versuchen zu flirten, werden aber für diesmal ignoriert. Um sie herum lärmern Radios, röhren Motoren; sie machen sich beiläufig Komplimente für ihre schönen Schuhe, lächeln, sagen *piacere*, das freut mich, und düsen weiter. *A presto*, bis bald!

Kurz nachdem wir auf einer Anhöhe einen Brunnen, die Fontana Falconieri, umkreist haben, kommen wir bei meinem Fahrer an. Er hält – ohne Vespa kein junger Tänzer mehr, er ist Mitte sechzig und einer der Letzten in Italien, die ausschließlich mit Stoffen für Herrenanzüge handeln – vor seiner Garage, unterhalb seiner Wohnung. Ich erkenne den Innenhof. Auch an diesem Tag hängen wieder weiße Laken unter den Fenstern.

Domenico De Pasquale ist dabei, sein Garagentor aufzusperren. Ich fühle mich wie ein Theaterregisseur kurz vor der Premiere, bevor der Vorhang sich lüftet.

Und dann, ja dann macht mein Herz einen Sprung.

Wann passiert mir das sonst? Wenn ich mich in eine Frau verliebe. Wenn ich unerwartet eine freudige Nachricht von einem Freund oder einer Freundin erhalte. Wenn ein Hund sich mir nähert, der sich offensichtlich nach Zuwendung sehnt.

Aber bei einem Auto?

Augenblicklich sehe ich mich in dem von außen recht makellosen Cinquecento durch Italien fahren.

Domenico De Pasquale hat für solche Gefühlsduseleien wenig Zeit. Sein Stoffgeschäft in der Innenstadt hat er vorübergehend geschlossen. Das macht er nicht gern, möchte die Sache also schnell erledigen und lässt das Auto an. Der knatternde Sound des luftgekühlten Motors lässt mein Herz ein zweites Mal hüpfen, ein drittes Mal folgt, als Signor De Pasquale mir die Beifahrtür öffnet und sie den Blick auf die knallroten Sitze freigibt.

Ich steige in das Auto, wir sitzen tief, nahe am Boden. Ich komme mir vor wie der Beifahrer eines Rallyepiloten, der jede Unebenheit der Straße zu spüren bekommt.

Signor de Pasquale fährt in den gleichen geübten Schwüngen durch Messina, die ich schon kennengelernt habe; der Motor tuckert ruhig vor sich hin. Wir fahren Richtung Hafen. Signor De Pasquale hat das knapp zwei Meter lange Faltdach geöffnet, die Sonne Siziliens über uns, das Meer vor uns. Im Inneren fällt mir eine Plakette auf, die an dem überschaubaren Armaturenbrett prangt. *Non correre*, nicht rasen, steht darauf. Daneben sind zwei Schwarz-Weiß-Fotos einer Frau angebracht, der Mutter des Stoffhändlers. Sie sieht wie eine Schauspielerin aus den Fünfzigern aus und soll ihn daran erinnern, dass es Menschen gibt, die ihn unverseht wiedersehen möchten. Signor De Pasquale hat eine Frau, zwei Töchter und mehrere Enkel. Ich entdeckte in der Ablage des Autos auch ein Bild von *San Giuseppe*: Auch Josef, der Mann von Jesu Mutter Maria, soll ihn schützen. An Signor De Pasquales Hals baumelt ein goldenes Kreuz.

\*

Als ich achtzehn wurde und die Führerscheinprüfung bestand, schenkte mir meine Großmutter eine Münze, darauf prangte der heilige Christophorus, der auf seiner Schulter ein Kind trägt. Christophorus, kräftig, aber empfindsam, suchte nach der Wahrheit, fand sie weder bei einem König noch beim Teufel. Er entschloss sich, Armen und Kranken als Fährmann zu dienen, sie über einen Fluss zu tragen. Eines Nachts bittet ihn ein Kind darum, und als er es auf die Schulter nimmt und mit ihm ins Wasser steigt, wird die Last immer schwerer, das Wasser tiefer, Christophorus fürchtet zu ertrinken. Entkräftet kommt er am anderen Ufer an – da gibt sich das Kind ihm als Jesus zu erkennen. Christophorus gilt heute als Schutzpatron der Reisenden. Vermutlich hat das eine Tankstellenkette oder ein Automobilclub auf eine so schöne Angelegenheit wie das Autofahren ausgeweitet. Mit meiner Großmutter ging ich, nachdem mein Großvater gestorben war, einmal die Woche auf den Friedhof, Blumen gießen, welke Blätter abzupfen, ein kleines Gebet sprechen. Ich hatte dabei immer das Gefühl, sie achte auf mich, und ich irgendwie auf sie. Den Rosenkranz trug sie mit sich wie wir heute unsere Telefone.

\*

Signor De Pasquale und ich fahren durch die sizilianische Hafenstadt. Trotz meines verklärten Blickes fallen mir in dieser kurzen Zeit ein paar Dinge auf. Das Lenkrad quietscht wie eine Schlosstür, und nach rund fünf Minuten Fahrt tropft Wasser auf Signor De Pasquales Lederschuhe. Nur eine undichte Leitung der Scheibenwischanlage, meint er beschwichtigend. An jeder Ampel muss er im Leerlauf ein wenig Gas geben, sonst geht der Motor aus. Die drei Dinge werden erledigt, sagt er.

Verständigen können Signor De Pasquale und ich uns kaum. Wir kommunizieren mit den Übersetzungsprogrammen unserer Handys, einem Stift und einem karierten Block. Als mir nach und nach die Mängel auffallen, muss ich an mein erstes Auto denken, einen Fiat Punto. Einmal, Ende der Neunziger, kam ich – ich bin



